



Gratisbeilage zur „Heissenheimer Zeitung“.

Die Prachtmenschen.

Roman von G. Niejsch.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Serkowitz schwieg. Er hätte der Dame gerne entgegengehalten, daß sie diesen Anschauungen durch ihre Heirat mit einem Bürgerlichen selbst ins Gesicht geschlagen habe. Er hätte ihr sagen können, daß sie, die Frau eines Bürgerlichen, nicht mehr dazu berufen sei, über die Reinheit des Adelschildes zu wachen. Denn nach ihrer Theorie hatte sie diesen Schild bereits durch ihre Heirat getrübt. Doch Serkowitz schwieg mit Rücksicht auf die Angehörigen der Dame, vor allem Elenores wegen.

Pracht war dem Gespräch mit steigendem Unmut gefolgt. Er kannte die Anschauungen seiner sonst so vernünftigen, vornehm gefinnenden Frau und berührte diesen Punkt nie. Er war wütend auf Serkowitz, daß dieser durch sein Eintreten für eine gleichgültige Sängerin die Harmonie zu stören drohte. Er lenkte das Gespräch daher ab, wofür Frau Pracht ihm dankbar war: „Ich denke, wir beschäftigen uns jetzt lieber mit den Eigenschaften dieser ausgezeichneten Pastete, als mit denen einer uns ganz gleichgültigen Sängerin. Im Theater, auf der Bühne, habe ich die lebenden Sängerinnen ganz gern, beim Souper find mir jedoch die gebratenen Sängerinnen lieber, als da sind Wachteln und so weiter.“

„Ich bin Ihnen auch böse, Herr von Serkowitz,“ wandte Gilde sich schmollend an ihren Tischnachbar, „daß Sie sich mit Tante wegen einer fremden Sängerin herumstreiten und die Sängerinnen hier am Tisch ganz vernachlässigen. Ich kann auch singen.“

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein. Ich bekenne mich schuldig. Wird mir die Strafe erlassen, wenn ich mich zu bessern suche?“

„Das richtet sich nach dem Wärmegrad der Besserung, Herr Oberleutnant. Im allgemeinen bin ich verträglicher Natur, nur darf ich nicht zu sehr gereizt werden.“

Serkowitz sah sich seine reizende Nachbarin zum ersten Male genauer an. Er war ganz erstaunt, daß er das entzückende Geschöpf gewissermaßen jetzt erst entdeckte. Wo hatte er nur seine Augen gehabt. Die waren durch Elenores ihm nun etwas kalt erscheinende Schönheit so geblendet gewesen, daß sie nichts sahen als sie. Wie Gilde hatte er sich seine künftige Frau gemalt, solche Quecksilbernaturen kamen ihm näher, vor Schönheiten wie Elenore, empfand er immer eine gewisse Scheu. Die ältere Schwester beachtete ihn auch so gar nicht, Eindruck dürfte er kaum auf sie gemacht haben. Da kam er sicher zu spät, Hans Joachim hatte sich den Edelstein wohl schon angeeignet. Mit größerer Lebhaftigkeit als seither wandte er sich



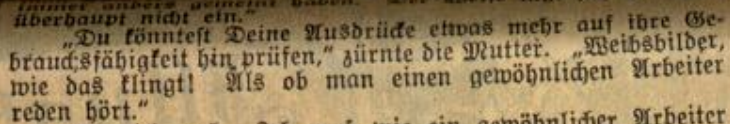
Zur Beschießung der Dardanellen: Die Dardanelleneinfahrt mit den verschiedenen Forts.

(Nach einer Zeichnung aus der Vogel'schen.)

daher fast nur noch an Gilde: „Ich nehme den gnädigen Pardon als freundlich erteilt an und danke untertänigst. Was soll ich tun, um meinen Dank auch äußerlich auszudrücken?“

„Das will ich Ihnen gleich verraten, Herr von Serkowitz.“

immer anders gemeint haben. Sie denken dabei nur an die
überhaupt nicht ein. Eine grundsätzliche etwas mehr auf ihre Ge-



„Bin ich auch. Ich muß wie ein gewöhnlicher Arbeiter schuften. Die Lehrer können gar nicht genug kriegen.“

„Sprich keinen Unsinn, Hans Willi. Sie sagten also, das Haar der Sängerin sei echt, Herr von Serfowitz? Das wäre etwas für Hans Joachim, der schwärmt für die Goldblonden.“

„Woher weißt Du das, Silbe? Ich habe Dich über meine Geschmacksrichtung noch nicht aufgeklärt.“

„Sehr richtig, Du ungallantester aller Rufins. Für Dich ist unsereins überhaupt nicht auf der Welt. Trotzdem hast Du mir Dein Herzensgeheimnis selbst verraten!“

„Ich? Das ist nicht möglich. Ich müßte doch auch davon wissen. Betrunknen war ich noch nie.“

„Nein, Musterfufin. Aber gedichtet hast Du oder es be-
nigstens versucht —“
„Gibde! Du warst neugierig! Pfui!“

„Das Pfui gebe ich Dir zurück, Hans Soackim. Du bist ungalant. Zeuge Deines Dichtversuchs wurde ich, ohne daß ich es wollte.“

„Erkläre Dich näher, Gilde, Du siehst, wir sind alle be-
gierig, des Rätsels Lösung zu hören.“ Frau Brachts Blick
hing mit ängstlicher Spannung an Gildes Lippen, irrte dann
zu Hans Joachim und blieb auf Elenores schwarzem Haar-
knoten haften.

„Nacht doch nicht so viel Wesen von einer harmlosen Albernheit.“ Vor einigen Tagen nahm ich ein Journal zur Hand, auf dem Hans Joachims interessante Träumereien länger Zeit gewieilt hatten. Böses dachte ich dabei nicht, denn das Journal war Gemeingut der Familie. Auf dem Rand des Journals fand ich unerwartet ein Gedichtfragment, eigentlich nur den Anfang eines Gedichtes, mit flüchtigem Bleistift niedergeschrieben. Die Handschrift war die Hans Joachims des Träumers. — Sorge Dich nicht, Hans Joachim, ich gehe nicht zu der Sorte dummer Blandertaschen, die anderer Leute Herzensgeheimnisse den frivolen Augen der Welt enthüllen. Ich weiß das Gedicht auswendig, verrate es aber ohne Deine behörbliche Genehmigung nicht. Nur zu meiner Rechtfertigung muß ich bemerken, daß darin von einer vielholden Frau die

Rede war, deren Haar: wie feingespunnen' Gold, in Märchen-
pracht herniederrollt. Streitest Du nun ab, daß Du für gol-
diges Haar schwärmst?"

Sans Joachim lächelte verlegen, weil er den Blick der Mutter ängstlich fragend auf sich gerichtet fühlte: „Es war der

„Salant, wie Du nun einmal bist, Hans Joachim. Hast zwei schöne Kussinen im Haus, die eine ist schwarz wie die Sünde, die andere strohblond wie Gretchen, und Du besingst eine dritte neutrale Farbe. Hastest wohl Angst, die Schwestern könnten einander in die wirklichen Haare fahren, wenn just: der andern wallend Haar, von Dir, Kussin besungen war?“

„Sagt einmal, Kinder, wie weit soll diese haarige Geschichte noch gehen?“ lachte Pracht jovial. „Ich habe längst ein Haar darin gefunden und bitte um ein anderes Thema.“

„Vater hat recht,“ erklärte Hans Willibald brummig. „Man schenke lieber dieser wunderbaren Boullarde Beachtung, als den stümperhaften Dichtversuchen Hans Jims. Wenn der dichten will, muß er erst zu mir in die Schule gehen. Der dichtet noch altmodisch, mit Herz — Schmerz, Triebe — Liebe und so weiter. Das ist überlebter Kram. Wir Modernen verstehen es besser. Der Gleichklang des Endreims ist längst über Bord geworfen, denn er ist langweilig.“

„Was Du ebenfalls bist, Hans Willi. Verschone uns mit Deiner Schulweisheit und denke lieber daran, daß man in gebildeter Gesellschaft Knochen weder unter noch über zehn Pfund in die Hand nimmt.“

„Das weiß ich längst, Gilde, ich hatte es nur wieder vergessen. Man wird eben alt.“

Serkowits erhob sein Glas und wollte eben einen kurzen Toast auf den Zufall ausbringen, der ihn heute so herrlich geführt hatte, doch er wurde durch lautes Lachen am Nebentisch unterbrochen.

Dort saßen zwei ältere Damen, eine junge, einfach gekleidete und ein junger Offizier in Uniform. Die beiden älteren Damen hatten hellseidene Blusen und kurze, dunkelfarbige Wollröcke an. Auf dem Kopf trugen sie geschmacklose, auffallende Hüte. Die Herrschaften waren ebenfalls in der Oper gewesen und mit Prachts zusammen im Leipziger Garten eingetroffen. Die eine der alten Damen wollte bezahlen und fand ihr Portemonnaie nicht. Sie war vor Aufregung schon hochrot im Gesicht und rief laut: „Niemand anders als der Kellner kann das Portemonnaie gestohlen haben. Ich hatte es selbst auf den Stuhl, der neben mir steht, gelegt.“

„Mama, ich bitte Dich, mähige Dich doch,“ beschwor der Offizier die Erregte leise. „Ich bin in Uniform, nimm doch Rücksicht darauf.“

„Ach was! Der Wirt soll sofort zu mir kommen.“

Die Alte klopfte stürmisch auf den Tisch, so daß alles aufmerksam wurde. Der Kellner kam herbeigeeilt und sprach leise mit der Dame. Doch diese schrie um so lauter: „Niemand anders als Sie kann es gestohlen haben. Hier habe ich es hingelegt.“ — sie zeigte auf den Stuhl neben sich — „nehmen Sie es doch fort, wenn bei Ihnen nichts verloren geht.“

„Vielleicht täuschen sich gnädige Frau doch. Sie können es im Theater verloren haben.“

„Natürlich. Jetzt soll ich es verloren haben. In meinem ganzen Leben habe ich noch nichts verloren. Schicken Sie mir den Wirt her, der muß sofort die Polizei kommen lassen.“

„Mama, wenn Du Dich nicht mähigst, muß ich gehen. Ich kann in Uniform nicht solchen Szenen beivohnen.“

„Was geht mich Deine Uniform an, ich will mein Geld haben. Es waren über zweihundert Mark in dem Portemonnaie.“

„Die machen Dich doch nicht arm, Mama. Bedenke nur, wo Du bist. Alles sieht schon nach uns!“

„Mir egal! Die Polizei muß her. Der Salunke von Kellner soll sofort arretiert werden.“

Der Wirt kam herbeigeeilt. Aufgeregt schrie ihm die Dame entgegen: „Ich verlange Genugtuung, Herr Wirt. Der Kellner hat mein Portemonnaie gestohlen und mich noch beleidigt. Er sagte, ich hätte es im Theater verloren. Ich verliere nie etwas.“

„Mama, ich gehe. Wenn Du Dich blamieren willst, ist es Deine Sache. Adieu!“ Hastig sprang der junge Offizier auf, schnallte seinen Säbel um und eilte davon. Die erregte Alte merkte es kaum. Wütend schrie sie immer wieder: „Ich verlange sofort die Polizei! Der Kellner soll verhaftet werden.“

„Der Mann ist schon seit vielen Jahren bei mir und hat sich noch nie etwas zuschulden kommen lassen. Gnädige Frau können sich irren, das kommt doch öfter vor.“

„Was? Ich soll mich irren? Sie verteidigen den Menschen noch? Dann werde ich selbst zur Polizei gehen und An-

zeige machen. Meia, Dorette, bleibt Ihr hier, ich komme sofort mit Polizei zurück.“

Wütend sprang die Dame von ihrem Stuhl auf. Dabei fiel etwas zur Erde. Der Wirt bückte sich danach und hielt ein Damenportemonnaie in der Hand.

„Hier scheint das Vermißte zu sein, gnädige Frau. Sie haben darauf gegessen.“

Die Dame betrachtete das Portemonnaie und wurde glühend rot: „Wahrhaftig, es ist mein Portemonnaie. Ich habe es also auf meinen Stuhl gelegt. Dann ist ja alles gut.“

„Gnädige Frau, wollen Sie dem fälschlich beschuldigten Kellner nicht Genugtuung geben?“

„Dem frechen Menschen? Sie sind wohl nicht „ganz“ — Herr Wirt?“

Der blickte eifrig auf die Dame: „Wer von uns beiden nicht ganz ist, lasse ich unentschieden. Ich verlange aber jetzt, sowohl im Interesse meines Lokals, als in dem meines langjährigen Angestellten, daß Sie den Mann um Entschuldigung bitten.“

„Ich denke gar nicht daran, den frechen Menschen!“

„Dann muß ich Sie bitten, mein Lokal sofort zu verlassen und es nie wieder zu betreten. Das weitere überlasse ich meinem Angestellten.“

Die Dame sah den Wirt ganz verblüfft an. Sie schnappte noch ein paarmal nach Luft, dann sagte sie giftig zu ihren stumm gebliebenen Begleiterinnen: „Kommt.“ Sie zahlte die nur wenige Mark betragende Beche, gab dem Kellner aus Wut kein Trinkgeld und rauschte hinaus.

Bei Prachts war das Gespräch indessen verstummt. Es war unmöglich, gegen die keifende Stimme der alten Dame anzukommen. Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, rief Pracht halblaut: „Pfui Deibel!“

Serkowits sah Frau Pracht bedeutungsvoll an: „Es war die Baronin von Putwitz. Man schätzt das Vermögen der verwitweten Dame auf mindestens drei Millionen Mark.“

Frau Pracht blickte unschlüssig auf ihren Teller. Dann trank sie hastig ihr Glas aus.

„Pracht, wir möchten gehen. Die Stimmung ist nun doch einmal gestört. Auch fühle ich meine Migräne herannahen.“

Man brach auf. Bevor sie sich trennten, Serkowits begleitete die Herrschaften bis zu ihrem Hotel, hatte er von dem gutmütigen Pracht noch die Erlaubnis erwirkt, sie auf Prachthof besuchen zu dürfen. Frau Pracht hatte dazu geschwiegen, sie schloß sich der Einladung nicht an.

Am Nachmittag des nächsten Tages, der Vormittag war Einkäufen gewidmet gewesen, fuhren Prachts nach Hause zurück. Als sie auf den Perron traten, tauchte ein kleiner, auf kurzen, etwas gebogenen Beinen wandelnder Mann mit echt sächsischem Gesicht vor ihnen auf und zog freudig den Hut: „Herrjemersch nee, aber das is ee mal ne Freede. Die Herrschaften vom Prachthof. Ergebenster Diener, gehorsamster Diener!“

„Guten Tag, Lämmchen. Wie geht's? Wie weit ist die Einrichtung der neuen Wohnung?“ Pracht klopfte dem kleinen Mann freundlich auf die Schulter.

„Danke scheene, Herr Pracht, es flücht. Mir sein schon bald fertig. Die Sommergäste dürfen nu kommen.“

„Das freut mich, Lämmchen. Ich wünsche Ihnen viel Glück. Aber wir müssen einsteigen.“

Lämmchen kletterte, immer noch knigend und dienernd, in seinen Wagen vierter Klasse, während Prachts sich vom Schaffner ein Nichtraucherkupee zweiter Klasse öffnen ließen.

„Sie, heernse, wer war Sie denn das Männchen?“ fragte Gilde, den Dialekt Lämmchens vorzüglich kopierend. Frau Pracht lächelte: „Ein armer Teufel, dem der Onkel geholfen hat. Er hat jetzt in Gohrisch einen netten, freundlichen Laden aufgemacht und ein paar Zimmer für Sommergäste eingerichtet. Wie er mir sagte, hat er eins davon schon an eine Dame von der Dresdener Hofoper vermietet. Die kommt zum Beginn der Theaterferien heraus.“

In Königstein wartete Franz mit dem offenen Break. Als man ein paar hundert Schritte gefahren war, kam Ilse Mulack mit ihrem langen Schulmeister Arm in Arm daher. Hans Willibald sah interessiert nach der anderen Seite, trotzdem dort nichts Interessantes zu erblicken war. Ilse dagegen grüßte vornehm und würdevoll zum Break hinauf, strahlend vor Glück.

Pracht sah seinen Jüngsten lächelnd an: „Warum hast Du Deine hochmütige Bisthumische Mütze nicht gezogen?“

„Vor wem denn, Vater? Ich habe niemand gesehen!“

„Fräulein Mulack kam mit ihrem Bräutigam vorbei.“

(Fortsetzung folgt.)

In seine letzten Ferientage fiel das Große, Schreckliche, Schöne. Der kleine Georg wußte nicht, wie ihm geschah. Er wurde ganz still und horchte nur. Krieg — den kannte er wohl von der Schule her. Da waren die Griechen und Römer — weiter waren sie noch nicht. Aber das waren eigentlich Sagen, das war Historie. Nun sollte er es erleben?

Als er in die Schule ging und das dumpfe Zimmer der Quarta betrat, geriet er wie in einen Wirbel. Die Zwölfjährigen lärmten durcheinander, begeistert schon wie Jünglinge. Sie hörten, daß der und jener Lehrer einberufen war, schon auf dem Marsche, vielleicht dem Feinde schon gegenüber, im Kugelregen oder mit geschwungenem Säbel ein Dorf stürmend. Ehrfurcht und Liebe erfüllte die kleinen Herzen. Viele hatten auch den Vater oder einen älteren Bruder fortziehen sehen. Sie spreizten sich und triumphierten und waren der Gegenstand der Bewunderung, als trügen sie selbst die Gloriole des Feldes. Aber dann erfuhr man, daß einige Schüler der Prima eingezogen waren, ausgebildet wurden und ins Feld sollten. Aus der Sekunda hatten sich die Siebzehnjährigen freiwillig gestellt, und zwei waren auswählt worden, mitzuziehen. Die ganze Schule fieberte vor Neid. Die Knaben verstummten vor Herzweh: sie mußten hierbleiben, die Bänke drücken, tote Gelehrsamkeit aufnehmen, und die anderen, die Kameraden, erlebten das Größte und Herrlichste, waren ohne weiteres aus Schulbuben Männer geworden!

Der kleine Georg litt sehr. Mit brennenden Augen ging er heim und erzählte von dem Glück der Großen, die in den Krieg gehen durften. Als er bei den Schularbeiten saß, weinte er ungeschrien auf den Cornelius Nepos herab. Sein junges Herz war eine Beute bittersten Neides. Warum war er noch ein Kind? Warum hatte der Krieg nicht noch fünf Jahre gewartet? Auf ihn, daß er sein Heldentum beweisen konnte! In ihm erwachte das schmerzlichste Gefühl, das ein Kind je haben kann: er spürte die Fessel seiner Jugend, die Unzulänglichkeit seiner Jahre. Ihn schnürte die Gebundenheit seines früheren Lebens tief ein, er sehnte sich nach Mannestum.

So begann für den kleinen Georg eine erste Leidenszeit. Er empfand wie ein Erwachsener mit glühendem Herzen und tapferem Blut, den ein Leibschaden untauglich zum Soldaten macht. Seine Schulaufgaben verwarf er innerlich als nutzlos und sinnlos. Europa kämpfte um die Zukunft, und er lernte Wurzeln ziehen und lateinische Vokabeln. Statt des Gewehrs die Feder, statt nassen Schützengrabens ein warmes Bett, statt Sieg ein Tadel in Mathematik . . . Er verachtete sich!

Er drückte sich scheu an seinen Vater und fragte — und es war Mißbilligung und Scheu in seinem Ton: „Papa, schämst Du Dich nicht, zu Haus zu bleiben?“

Der Vater zuckte doch zusammen bei dieser Frage seines Kindes. Er sagte: „Sie brauchen mich nicht. Sie haben viel zu viele und nehmen lieber die Jüngeren. Freust Du Dich nicht, daß Dein Vater bei Dir bleiben darf?“

Georg antwortete nicht. Aber sein Herz rief ihm laut zu: „Nein, ich freue mich nicht. Ich schäme mich. Ich kann nicht hinaus und Du darfst nicht. Oder willst Du etwa nicht?“

Ein schrecklicher Verdacht wühlte in seinem aufgeregten Gehirn. Man konnte doch freiwillig gehen. Gab es — gab es Männer, die feige waren, die ihre Kameraden für sich kämpfen und sterben ließen und selbst am üppigen Tische saßen, wohl behütet und warm? Langsam zog er sich von seinem Vater zurück. Er begriff, daß der Tod des geliebtesten Menschen ein Stolz und eine Erhebung sein konnte, wenn er das Opfer für eine große Sache war.

Auf der Straße musterte er alle Männer. Er tat es verächtlich prüfend und zornig. Sie gingen ihren Geschäften nach, plauderten, lachten. Sie waren ihm nicht besser als schwache Frauen. Sein Weltbild verwirrte sich.

Es kamen die Siege, die Tage der Fahnen, die Nächte, die von Gesang durchbraust waren. Georg schwindelte. Jeder Tropfen seines Blutes jauchzte. Und nachts lag er wach im Bett, lauschte auf die Straße hinaus und litt unsäglich, weil er eingesperrt, hilflos war. Seine leichten zwölf Jahre waren eine unerträgliche Bürde.

In der Schule erzählte ihnen eines Tages der Lehrer von der kleinen Heldin aus Oesterreich, die den kämpfenden Soldaten Wasser in die Schlacht getragen hatte, ins Feuer hinein, mitten durch Granaten und Kugeln hindurch. Bis sie selbst getroffen wurde. Aber der Kaiser war zu ihr gekommen und

hatte sie gestreichelt. Sie hatte eine Auszeichnung bekommen. Und dieses Mädchen war nicht älter als Georg . . .

Stumm, bleich saß er da, indes die anderen um ihn jauchzten. Er empfand es wie einen Schlag ins Gesicht, wie einen Hohn? Aber was tun? Wie sollte er in die Schlacht? Sie tobte nicht draußen vor der Stadt, sie war weit, weit weg, unerreichbar . . .

Es sah aus, als würde er krank. Er aß nicht, seine Nächte waren schlaflos oder von wilden Träumen verstört. Die Eltern sorgten sich und fragten. Er schwieg. Er, der gute Schüler, ließ in der Schule nach. Er wurde unaufmerksam und unordentlich. Der Lehrer mußte ihn oft aus tiefer Abwesenheit aller Gedanken mit hartem Wort zu sich rufen. Was hatte Georg gehört? Ferne Kanonen, Kugelprasseln, das heulende Säusen der Riefengranaten durch die Luft.

Er verschlang die Zeitungen. Er gab sein Taschengeld für sie aus, las sie im Geben, auf Treppenhöfen, in den Schulpausen. Die Feldpostbriefe erschütterten ihn. Das war unmittelbares Erleben. Die amtlichen Depeschen klangen schon wie Historie, waren trocken und abstrakt. Aber was da einfache Soldaten, junge Offiziere oder gar Dichter aus den Schlachten schrieben und dichteten, das ging ihm ins Blut, das verstand er und empfand er.

Die Mutter, die nachts an sein Bett schlich, hörte ihn im Schlafe reden, kommandieren, schreien, stöhnen. Sie wedte den kleinen Träumer, und er fuhr auf, kam zu sich und begann zu schluchzen: „Warum weckst Du mich, Mutter? Ich war im Kriege, ich war gefallen, eine Kugel im Bein. Ach, es war so schön.“

Er konnte stundenlang mit geschlossenen Augen dastehen und lauschen. Auf das Echo der Schlachten. Wenn er die Zeitungen las, brüllte es ihm daraus entgegen. Er hörte die Schreie und Befehle, das Rasseln der Artillerie, den Sturm der Ulanen, oben in den Lüften das wilde Knattern der Motore.

So gingen zwei Kriegsmonate hin. Dann kamen die Herbstferien. Die Eltern wollten mit Georg fort, in ein stilles Walddörfchen, wo er sich erholen sollte. Aber er weigerte sich. Er bat und bettelte. Er glaubte, dort noch mehr vom Kriege abgeschnitten zu sein als hier in der großen Stadt. Er stand am Fenster und wartete auf neue Siege. Er war ganz zerrissen, der kleine Junge. Er erwog das Unmöglichkeit: fliehen, zum Meer, in die Front. — Aber er hatte gehört und gelesen, wie man schon oft solche jungen Freiwilligen heimgeschickt hatte, mit Lob und Freundlichkeit zwar, aber gewiß mit Geringschätzung ihrer Jugend und Dürftigkeit.

Aber nun sollte die Schule wieder angehen, und das dünkte Georg unerträglich. Sie war ihm so fremd geworden mit ihrer Gelehrsamkeit und ihrem Kleinkram. In Gedanken hatte er nun seit Wochen ein Mannesleben, ein Kriegerleben geführt. Und jetzt wieder den Schulranzen aufschnallen statt des Tornisters?

In der letzten Feriennacht tat er das Unvermeidliche. Er zog sich leise an, nahm die Schlüssel vom Nagel und schlich aus dem Haus. Die Oktobernacht war regnerisch, windig und kalt. Er lief durch die Stadt, wußte nicht, wohin. Schließlich war überall Krieg, im Osten und Westen. Jgendwo würde er auf Soldaten stoßen. Nachdem er sechs Stunden gelaufen war, durch Wald und offenes Land, brach er müde zusammen, am Beggande, im Regen, ein Häuflein Ohnmacht und Kummer. Am Abend trug man ihn zu seinen Eltern hinauf. Er fieberte, und der Arzt kam.

Ja, nun brauchte Georg nicht in die Schule zu gehen. Er lag krank im Bett und phantasierte. Er war Soldat in der Front und erlebte das Härteste und Herrlichste. Er marschierte und marschierte endlos, unter Entbehrungen, aber immer begeistert. — Er lag im Schützengraben, fror, schoß, hungerte, sang, kommandierte. Er ritt Patrouille, von Kugeln verfolgt, schlich nachts in die Reihen der Feinde und erkundete ihre Stellungen, zerstörte Brücken und Tunnel, er stürmte brennende Dörfer und rauchende Forts. Er fiel, kam ins Lazarett, stand auf und kämpfte weiter.

Als er aus seinem herrlichen Traumleben erwachte, matt und kraftlos, lag neben seinem Bett ein funkelnder Helm, ein blinkender Kürass, ein Gewehr, ein Säbel. Der Vater hatte ihm das aufgebaut. Georg lächelte glücklich. Also träumte er nicht. Er war verwundet und lag im Lazarett. In der Brust saßen die Kugeln. Sie schmerzten sehr, aber



Kosaken auf dem Marsche in der Steppe. Nach dem Gemälde von J. v. Brandt.

quol poalpoia ppoluis qill ...
Der Arzt war nicht zufrieden mit dem kleinen Georg.
aber dennoch hofften die Eltern, denn eines Abends schien
es besser zu gehen. Georg erwachte und erkannte die Mutter
und lächelte. Reife, verständlich sagte er etwas. Er hatte
sich so verändert. Sein Gesicht war gealtert und gereift, sein
Blick so vielwissend, sein Mund schmerzlich froh.

Die Mutter blieb bei ihm und wachte. Sie hatte nichts
von einer Pflegerin wissen wollen. Aber in dieser Nacht, der
Besserung froh, schlief sie ein. Und sie schlief so fest, daß sie
nicht hörte, wie Georg aus dem Bette stieg und beim Schein
des Nachtlichtes sich in seine Uniform einleidete. Er setzte
sich den Helm auf, nahm den Kürass um, schnallte den Säbel
an, das Gewehr in die Hand. Und so, leise klirrend, glän-
zend in seiner Rüstung, unter der das lange Nachthemd hervor-

araignos ps quvillaoag Anuabijunus ...
Als die Mutter erwachte, graute schon der Tag. Eine
atemlose Stille erschreckte sie. Das Licht war ausgebrannt,
und in dem trüben, schaurig stummen Zimmer war das
Bett leer.

Sie brachte nur den offenen Türen nachzugehen. Sie
stürzte die Treppe hinab, und dort unten, am großen Haus-
tor, fand sie den kleinen Georg. Diese schwere Psorte hatte
er nicht mehr zu öffnen vermocht. Er stand, in Hemd und
Rüstung, im Türwinkel angelehnt, das Gewehr bei Fuß, wie
eine Schildwache. So stand er, der kleinste Soldat des Kaisers,
auf seinem Posten und war dort, in Dienst und Pflicht, wie
ein Held, abgerufen worden.

Denn der kleine Georg war aufrecht stehend und salu-
tierend gestorben. Wieder Kind geworden, mit erstaunt offenem
Munde und einer klaren Stirn stand er da und war tot.

Gescheitert.

(Fortsetzung.)

Roman von Viktor Selling.

(Nachdruck verboten.)

4.

Bernhard Müllers wurde das Gefühl nicht los, daß man
ihm mit großer Zurückhaltung entgegenkam. Eine Ausnahme
machten unverkennbar der Regimentskommandeur und der
Oberleutnant Christian Deef. Letzterer war Junggeselle und
lebte in besonders glücklichen Verhältnissen. Weniger als seinem
Reichtum verdankte er seinem energischen Auftreten die Stel-
lung, die er im Regiment einnahm. Müllers traf ihn täglich
im Kasino, da Deef das Amt des Kasino-Direktors bekleidete.
Er fühlte sich zu dem ernstesten Kameraden schnell hingezogen.

Oberst Dürr lud Müllers gleich, nachdem dieser bei ihm
Besuch gemacht hatte, zum Abendessen ein. Es waren nur zehn
Gäste geladen: Rittmeister von Wagner, Rittmeister Egon von
Reichenhausen-Rittmarshausen mit Frau, Oberleutnant von
Reichenhausen-Fannenberg, Herr von Hartmann auf Seeburg
mit Frau und Tochter — einer der benachbarten Ritterguts-
besitzer, bei dem die Dragoner am häufigsten ein- und aus-
gingen —, der Regimentsadjutant Freiherr von Brandenburg,
Christian Deef und Müllers.

Der ganze Zuschnitt des Hauses war einfach. Das Essen
entsprach einer guten Table d'hôte. Es gab einheimische Weine
in Karaffen, leichten Bordeaux und zum Schluß deutschen
Schaumwein. Serviert wurde von den beiden Burtschen.

Die Tafel war einfach und hübsch gedeckt. Das Esszimmer
war getäfelt und die Wände mit Zinn- und Fayencetellern be-
hangen. Oberst Dürr war stattlich und hatte ein kluges Ge-
sicht. Er war Chef einer Abteilung im Generalstab gewesen
und bei Majestät, wie man sagte, besonders gut angeschrieben.
Die „Kommandeuse“ war endlos groß und galt für superflüßig.
Sie trug ein einfaches, dunkles, am Halse geschlossenes Kleid
ohne jeden Schmuck. Die beiden Töchter des Hauses waren von
derselben Länge wie die Mutter, große, schlankte Gestalten, beide
mit schwarzem Haar und schwarzen Augen.

Frau Silda fand ihre mit Nischen überladenen Kostüme
„einfach unmöglich“ und tauschte mit Fedor Reichenhausen so-
fort ihre Bemerkungen aus. Sie selbst trug eine ausgeschnit-
tene Toilette. Ihr Gatte war als einziger in Epaulettés er-
schienen, alle anderen Offiziere trugen Ueberrock.

Gefallen fand Müllers sofort an dem alten Herrn von
Hartmann. Er und seine Gattin gaben ein rundliches Ehepaar
ab. Er trug einen langen, grauen Vadenbart, und seine klaren
Augen konnten humorvoll im Kreise herumbliden. Seine
Tochter war noch ein Vadsch. Sie war hübsch frisiert, trug
eine Blume in dem schönen Haar und machte eine gute Figur.
Frau von Reichenhausen wurde von Rittmeister von Wagner
zur Tafel geführt. Müllers führte Fräulein Pauline und
Fedor Reichenhausen Irene Dürr. Der Hausherr führte die
kleine Frau von Hartmann, deren Gatte die Frau Oberst.
Brandenburg und Deef saßen rechts und links von dem See-
burger Vadsch.

Müllers hatte Silda zu seiner Linken sitzen. Sie musterte
ihn neugierig. Sie hatte ihn sich weniger gut aussehend vor-
gestellt. Daß er auf der verbrannten Wange zwei Schmissen
hatte, machte ihn ja fast interessant. Sie war anfangs still, wie
sie sich das vorgenommen hatte, und beschäftigte sich mit Ritt-
meister von Wagner. Es war der älteste Eskadronschef des
Regiments und Witwer. Allmählich aber wurde sie gespräch-
iger. Sie fragte ihren Tischnachbar, wo er sich die Schmissen ge-

holt habe, und ward noch etwas gesprächiger, als sie hörte, daß
er ein paar Semester bei den Bonner Preußen verkehrt hatte
vor seiner Dienstzeit. Bonner Preuze war ihr Bruder Hans,
und daß ein simpler Herr Müllers in dem Korps verkehrt hatte,
das nach den Schilderungen ihres Bruders das exklusivste auf
der ganzen weiten Welt war — das ließ sich jedenfalls hören.

Fedor langweilte sich. Er hätte viel lieber neben Silda ge-
essen, anstatt, neben „der blassen Lilie“ von Oberstentochter,
die einen halben Kopf größer war als er, und er wünschte nichts
sehnlicher, als daß die Tafel möglichst bald aufgehoben würde.
Bernhard Müllers war mit Pauline Dürr sehr bald im Ge-
spräch; er fand, daß die beiden Oberstentöchter gar nicht häß-
lich waren. Sie waren beide sehr bescheiden und von einer na-
türlichen Liebesswürdigkeit. Bei Frau von Reichenhausen, die
in jeder ihrer Bewegungen vornehm blieb und den beiden Mäd-
chen entschieden überlegen war, kam ihm die lebenswürdige
Wiene etwas fabriziert vor. Und dennoch gefiel ihm diese
schöne, stolze Frau.

Am besten unterhielt er sich mit dem alten Graubart, der
ihm gegenüber saß. Herr von Hartmann war einst selbst Ar-
tillerist gewesen. Die Erinnerung an diese Zeit brachte den ge-
sprächigen alten Herrn schnell in sein richtiges Fahrwasser,
und er gab ein scherzhaftes Erlebnis nach dem andern zum
besten.

Als man sich zum Kaffee auf die Veranda begab, lud er den
Oberleutnant Müllers bereits feierlich ein, er möge ja nicht un-
terlassen, recht bald in Seeburg seinen Besuch zu machen.

„Ganz sans gêne, selbstredend — nicht etwa in Uniform!
Kommen Sie in Zivil oder wie es ihnen paßt. Die offizielle
Antrittsvisite schenken wir uns, wenn Sie mir einen Gefallen
tun wollen.“

Müllers dankte. Gog von Reichenhausen trat zu seiner
Ausine.

„Unsere artilleristische Akquisition scheint Dir gefallen zu
haben,“ sagte er, „ich freue mich zu sehen, daß Ihr zweie ganz
passabel Konversation gemacht habt.“

Silda nippte von dem Mokka und lächelte. „Du bist doch
wohl nicht eifersüchtig, Feddy?“

„Ganz und gar nicht.“

„Schade. Mein Urteil über Herrn Müllers steht noch
nicht fest, ich finde aber, daß man ihm nicht alle Lebensart ab-
sprechen kann.“

„Dafür hat er, wie mir von diversen Seiten versichert wird,
höchst philiströse Ansichten. Er paßt sehr gut —“

„Zu meinem Mann, wolltest Du sagen? Gewiß. Egon
hat sich schon ein paarmal sehr vergnügt darüber ausgesprochen,
daß Müllers zur Dienstleistung bei seiner Schwadron kom-
mandiert ist.“

Der Oberst brachte selbst Zigarren.

„Eine Zigarette, Gnädigste?“

Silda nahm lachend eine aus dem Kästchen.

Pauline Dürr ließ sich unterdessen von Christian Deef an
den Flügel führen. Sie spielten und sangen.

Der Oberleutnant hatte einen geschulten Bariton. Seine
Leistung konnte gefallen. Pauline spielte mit gutem Talent.
Ihr Spiel verriet eine fleißige Ausbildung.

Die Gesellschaft in der Veranda begann aufzuhören.
Bernhard Müllers beobachtete Silda. Sie gefiel ihm, wie sie

„Sie sprechen schon wieder vom Dienst.“ flüsterte Fedor seiner Kusine zu. „Uebrigens war ich auch nicht darauf vorbereitet, daß uns hier ein Kunstgenuß bevorstand. Ich goutiere das wenigstens an solchen Abenden.“

„Dafür sind die Gesellschaften beim Kommandeur zeitig zu Ende,“ sagte sie. „Das ist nicht zu unterschätzen. Du kannst mit uns kommen und mit uns zur Nacht essen.“

„Eine Tasse Tee nehme ich gern an,“ sagte er. „Meine Wohnung ist noch nicht fertig eingerichtet.“

„Soll ich Dir helfen?“ fragte sie.

„Jetzt nicht.“ Eine heiße Welle wälzte in ihm auf. „Komm lieber, wenn alles fertig ist. Es wird mir ein unvergleichliches Fest sein.“

Frau Gilda hatte recht. Das Zeichen zum Ausbruch wurde eher gegeben, als sonst bei solchen Gelegenheiten üblich war. Der Diener kam und meldete, daß der Seeburger Wagen vorgefahren sei.

„Hat mir gefallen, Frau, dieser Müllers,“ sagte Lothar von Hartmann auf der Nachhausefahrt. „Er kommt nächsten, hat es mir versprochen. Er ist einfach und offenerzig. Soffentlich läßt er sich hier nicht unterkriegen. Viel Entgegenkommen bringen sie in Neuburg einem Nicht-Abtigen nicht entgegen. Im „Blauen Girsch“ hatte neulich ein wahrer Entzündungsturm gewüthet, daß unser guter Dürr alle Traditionen des Regiments über den Haufen rennt. Na, ich habe mit meiner Ansicht nicht hinterm Baum gehalten. So'n Quatsch! — Friert Dich, Puttchen?“

„Nein, gar nicht. Es war herrlich!“

„Was Du nicht sagst!“

Trotzdem hüllte Frau von Hartmann ihre Tochter Elisabeth noch etwas sorgfamer ein. „Puttchen“ war der ganze Sonnenschein der beiden alten Leute.

5.

Rittmeister Egon von Reichenhausen hatte bei der ökonomischen Musterung nicht gut abgeschnitten. Der General, der die Besichtigung abhielt, hatte gerade bei seiner Schwadron „kleinlich gemäkelt“. Das hatte den Rittmeister sehr mitgenommen. Er sah sorgenvoll in die Zukunft und stürzte sich jetzt mit doppeltem Eifer auf die Pflicht und Arbeit.

Früher hatte ihm Gilda zuweilen lachend gewehrt, sich allzu sehr in den Dienst zu stürzen. Jetzt wagte sie das gar nicht mehr. Er legte sein ganzes Wollen und Können in die Wagschale. Er sprach nur noch von der Erziehung der Schwadron, von seiner Ueberwachungspflicht. Schon bei Morgen-grauen trieb es ihn in die Kaserne.

Fedor, sein Vetter, überschüttete Gilda mit Aufmerksamkeiten. Er machte regelmäßig Spaziergänge mit ihr. Sie trug einen dünnen Spazierstock. Langsam wandelten sie durch die Wiesen des Flußtales. Ein sonnenfroher Himmel hing über ihnen.

Ein Tag war schöner als der andere. Sie hatten keine Geheimnisse mehr voreinander. Er wußte bereits, daß sie ihren Gatten zwar gern habe, daß sie ihn aber nicht liebte. Die Mutter, die Gräfin Ursula Demmin-Wolmirstadt, war eine herrliche, kalte Natur. Sie hatte ihrem Sohne Hans, Gildas Bruder, ihre ganze Liebe geschenkt. Gilda war froh, als der erste Freier, Egon, in das alte Falkitten gekommen und sie zur Gattin begehrt hatte. Fast ohne sich zu besinnen, hatte sie dem Werber ihr Jawort gegeben. Nur fort, nur hinaus aus dem Dornröschenschlaf, fort von der Mutter, die sie nicht verstand.

Da war der glänzende Dragoneroffizier gekommen — zu einer Zeit, als Gräfin Ursula noch gar nicht einmal daran dachte, Gilda in die Gesellschaft einzuführen. Sie nahm seine Werbung in wohlgezogener Art an. Im Winter verlobten sie sich, im April wurden sie getraut, den Mai hatten sie in Rom verbracht.

Sie hatte das Leben kennen gelernt, das große, brausende Leben, das sie auf dem landeinsamen Falkitten nicht einmal im Traume verspürt hatte. Und dann die Bücher — Egon hatte seine Junggesellenbibliothek nicht fortgegeben. Auch diese Bände, die Gilda verschlang in ihrem nimmermüden Lesehunger, enthielten Dinge und Rätsel des Lebens, die die Achtzehn- und einhalbjährige weder gehört noch geahnt hatte. Als sie einen Winter in Neuburg verlebte hatten, war sie schon ein rechter Wildfang. Ihre Toiletten kamen aus Paris. Sie hatte eine Kammerfrau und eine Jungfer. Egon war ja wohlhabend! Und er respektierte alle ihre Wünsche. Daß er leidend war,

Sie war sehr schön. Kaum mittelgroß, aber ihre schlante Gestalt ließ sie größer erscheinen. Mund und Nase waren von seiner Raffigkeit, fesselnd waren ihre blauen Augen, in denen der Schelm ein ständiger Gast war. Und einfach prachtvoll fand Fedor das hellblonde Haar seiner schönen Frau Kusine; in schweren Flechten legte es sich um ihren Kopf.

Fedor war hingerissen von ihr. Sie hatte ihm ihre aufseimende Liebe verraten. Schnell wie ein Sieger hatte er den Weg zu ihrem Herzen gefunden. Er hätte nicht täglicher Gast im Hause seines Veters sein müssen, um das bald zu merken.

Zimmer hatte er eine Ausrede, um anscheinend zufällig, im Vorübergehen, zu kommen. Egons Dienstfeier begünstigte seine Schritte.

Und eines Tages gab es einen Schritt, der nicht wieder ungeschehen zu machen war.

Die Tochter der Gräfin Ursula Demmin war wie umgewandelt.

Wenn Fedor sie sah, fiel ihm das Wort „liebrend“ ein, wie es im Hamlet vom alten Polonius gedeutet wird, und er wäre fast rot geworden. Er empfand seine Liebe sinnlich.

Dabei hatte er ein Gefühl des Triumphes. Der Erfolg machte ihn glauben, daß er doch einfach „ein unwiderstehlicher Kerl“ sei.

Ein spöttisch überlegenes Lächeln lag jetzt manchmal um seinen fast bartlosen, edig herabgezogenen Mund. Er war eitel, selbstgefällig und brutal. Sein Vetter, der Rittmeister, war nicht sein Geschmach. Er haßte ihn sogar, seit dieser ihm bei dieser oder jener Gelegenheit von seinen früheren Schulden gesprochen hatte. Nun war's ihm ein Triumph, daß er mühe-los dessen Weib in seinen Bann gezwungen hatte.

Gilda gestand, daß er ihre erste, wahre Liebe sei.

Und dabei wußte sie — aus Andeutungen, die sie von Egon oder in der Familie gehört hatte — daß Fedors Vergangenheit nicht ganz einwandfrei war. Er gestand es ganz offen, daß er schon manchem Mädchen den Kopf verdreht und manche Flirtation hinter sich hatte. Bei Gilda gab ihm das nur einen romantischen Nimbus. Dieser glänzende Cavalier entsprach ihrem erträumten Mädchenideal. Er hatte für sie die seltsam prickelnde Anziehungskraft eines Romanhelden. Immer mehr war ein Vergleich zwischen Fedor und ihrem korrekten Gatten zu seinen Gunsten ausgefallen.

Jetzt war alle Ueberlegung von ihr abgefallen wie die Schale einer überreifen Frucht. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie das beängstigende Herzklopfen wahrgenommen und in süßem Schreck das seltsame Gefühl erkannt, rettungslos in einen Menschen verliebt zu sein, dessen Neukeres allein den Wünschen ihres schönheitsdurstigen Gefühls entsprach und dessen Innerlichkeit ihre Phantasie in kühnsten Farben malte.

Sie hatte auch nicht gemerkt, wie die wachsende Liebe sie überlistete, wie sie allmählich jene erträumten und erwünschten Eigenschaften an Fedor zu sehen vermeinte, die der Selbengestalt ihrer Phantasie eigen waren.

Allmählich war auch in Fedor die Wandlung vor sich gegangen. Er war nicht nur, wie er anfangs gedacht hatte, auf dem Wege, einen neuen Flirt einzugehen, der ihm in dem kleinen Reize die angenehme Abwechslung bot. Er ward glücklicher und befriedigter, so oft er seiner schönen Kusine entgegentrat. Ihm wuchsen Gedanken von einem neuen, seinem bisherigen gänzlich verschiedenen Geist.

Er gestand sich, daß er sie ebenfalls liebte. Er mußte, als er diese Entdeckung machte, ebenso erstaunen, wie er darüber erschraf.

Und Egon ahnte nichts, sah nichts, fühlte nichts! Nichts von der wachsenden inneren Entfremdung seines Weibes, nichts von dem nie heilenden Bruch, der zwischen ihm und Gilda entstanden war.

Sie war gesellschaftlich so sicher. Vor den Augen einer Welt konnte sie verbergen, was sich plötzlich in ihr vollzogen hatte.

Nam Egon aus der Kaserne, so sprühte sie von der alten Lustigkeit. Da er herzlich nervös geworden war, berührte ihn ihre überströmende, laute Fröhlichkeit sogar oft peinlich.

„War Feddy hier?“ fragte er einmal.

„Feddy?“ wiederholte sie langsam. „Richtig — das wollte ich Dir sagen. Er war da und hat sich ein Buch geholt.“

„Hast Du ihm etwas vorgelegt?“

Sie lachte laut auf. „Aber er kommt doch nicht zum Essen her!“

(Fortsetzung folgt.)

Dörrgemüse.

Der Garten liefert uns im Sommer von allen Gemüsen und Küchenkräutern so viel, daß nicht selten ein Ueberfluß eintritt und es sehr schwer wird, die Früchte zweckentsprechend zu verwerten. Diesen Ueberfluß durch Dörren praktisch zu verwerten, wird recht wenig angewandt, obwohl es empfehlenswert ist, sich auch für die Wintermonate mit Gemüse zu versorgen. Von der Behandlung des Gemüses beim Dörren hängt dessen späterer Geschmack ab, der dem frisch geernteten durchaus nichts nachgeben darf. Jedoch nicht alle Gemüsearten lassen sich gleich gut zum Dörren verwenden. Als leicht zu dörren können alle Küchenkräuter, sowie Erbsen, Bohnen, Kohlrabi, Spinat, Karotten, Blumenkohl, Weißkraut und Wirsing bezeichnet werden. Den praktischen Wert erhöht es vor allem, daß sich die Gemüse, welche in kurzer Zeit vorübergehen, wie Spinat, Erbsen, Kohlrabi und Blumenkohl auf diese Art auch für den Winter in gleicher Güte und gleichem Geschmack erhalten lassen.

Der Billigkeit wegen ist das Dörrgemüse den Konserven vorzuziehen, und bei richtiger Behandlung steht es diesen in bezug auf Geschmack um nichts nach. Zur Erzeugung schöner wohlgeschmeckender Dörrgemüse ist ein Trockenapparat erforderlich. Es ist ganz unmöglich, im Bratofen oder im Backofen ein wohlgeschmeckendes Dörrgemüse zu erzielen. Diese Herddörren werden in verschiedenen Systemen in den Handel gebracht und sind von 15—35 Mark erhältlich; sie können — gleich einem Kochtopf — auf der Herdplatte aufgestellt werden und das Trocknen geschieht ohne besondere Heizung.

Die zu dorrrenden Gemüse dürfen keine zu scharfe Hitze bekommen — höchstens 80—90 Grad Celsius. Infolge ihrer feinen Verteilung trocknen sie ziemlich schnell, obwohl dieselben infolge des Brühens einen ganz erheblichen Wassergehalt aufweisen.

Die Gemüse werden zum Dörren vollkommen kochfertig hergerichtet. Vor dem Einstellen in den Trockenapparat werden dieselben gebrüht oder gedämpft — dadurch wird ein Teil der Eiweißstoffe zum Gerinnen gebracht und der frische Geschmack erhalten. Ungebrühtes oder ungedämpftes Dörrgemüse schmeckt strohig und hat außer einem heuähnlichen Geruch einen unangenehmen scharfen Beigeschmack.

Das Abbrühen mit kochendem Wasser kann in jedem größeren Kochtopf vorgenommen werden. Man gibt in das siedende Wasser etwa soviel dörrfertiges Gemüse, wie die Gurden in dünnen Lagen fassen und läßt es etwa 5 Minuten kochen, bis die Scheiben oder Blätter durchscheinend erscheinen. Mit einem Schaumlöffel werden alsdann die Gurden in gleichmäßigen Schichten belegt, und je nach Wärme wird das Gemüse in 1—1½ Stunden fertig getrocknet sein.

Spinat ist besser an der Luft und Sonne zu trocknen, wenn er erst gründlich gereinigt und gewaschen ist. In der Dörre muß das Trocknen bei ganz gelinder Wärme geschehen, so daß es mindestens 3—4 Stunden bis zum völligen Trocknen gebraucht. In gleicher Weise sind junge Erbsen zu behandeln; auch sie müssen nach dem Abbrühen mindestens 1½—2 Stunden Zeit zum völligen Trocknen haben. Bohnen werden zum Trocknen gepflückt, bevor sie zu reifen beginnen, wenn die Schoten noch vollfleischig sind. Auch eignen sich Stangenbohnen besser zum Trocknen, da dieselben weniger schnell hart werden. Um die grüne Farbe zu erhalten, setzt man dem kochenden Wasser, welches zum Brühen verwandt wird, etwas Soda zu. Trockenzzeit der Bohnen ist etwa 3—4 Stunden. Kohlrabi werden in gleichmäßige Scheiben geschnitten und müssen beim Brühen ganz durchscheinend geworden sein. Infolge des hohen Feuchtigkeitsgehaltes ist ein mehrfaches Wenden erforderlich. Trockenzzeit ist etwa 3—4 Stunden. Besonders zu empfehlen ist das Trocknen der jungen Kohlrabiblätter, die im Winter den frischen Kohlrabi vollkommen ersetzen können. Bei Blumenkohl werden die einzelnen Blumenzweige in Länge eines Fingergliedes gebrüht, bis sie durchscheinend sind. Das Trocknen dauert etwa vier Stunden, — leider verliert sich dabei die weiße Farbe, die einem leichten Braun Platz macht. Beim Kochen stellt sich nachher die natürliche Farbe wieder ein. Für Fleischsuppen ist getrockneter Blumenkohl infolge seines Aromas ganz vorzüglich.

Bei allen Gemüsen, die zum Dörren Verwendung finden sollen, ist immer das Beste zu verwenden, denn altes und minderwertiges im Geschmack wird sich später noch intensiver ausprägen und die ganze Mühe und Arbeit als nutzlos erweisen. Geringe wird einem bei jungem frischen Gemüse die Arbeit und Mühe reichlich belohnt.

Ad. D.



General von Linzgen,

der Führer der deutsch-österreichischen Karpathen-Armee. Er war bisher kommandierender General des 2. Armeekorps. Im Feldzug 1870/71 erwarb er sich das Eiserne Kreuz.

— Hilfsmittel zur vollständigen Heilung unserer Verwundeten: Elektrische Heißluftapparate zur Behandlung von Gelenksteifigkeiten. Für die Nachbehandlung zahlreicher Kriegsverwundeter sind besonders die verschiedenen orthopädischen bzw. medikomechanischen Behandlungsmethoden von der größten Wichtigkeit, um ungünstige Folgen der Verwundungen zu verhüten oder bereits vorhandene zu bessern, zu heilen. Die moderne Chirurgie im allgemeinen und die Orthopädie bzw. die mechanische



Hilfsmittel zur vollständigen Heilung unserer Verwundeten.

Chirurgie im besonderen haben nach dieser Richtung hin große Fortschritte gemacht, so daß das Krüppeltum im Vergleich zu früher viel seltener geworden ist und auch nicht mehr in so hochgradigen Formen auftritt. Die moderne Kriegschirurgie ist konservativ, Amputationen werden nur in den Fällen vorgenommen, in denen jede sonstige Aussicht auf Erhaltung des Gliedes der verwundeten Krieger ausgeschlossen ist.